



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nach Afrika.

Der Gießmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Nr. 11.

November 1922.

Jahrgang 40.

Nach Afrika.

Von P. Ignatius Arnoz, R. M. M.

(Schluß.)



Wir umfahren eben die Südspitze Afrikas, da ich die folgenden Zeilen schreibe. Unheilverkündender Sturm war ja von Kapstadt her gemeldet! Aber Glück muß man haben. Schon am Nachmittage zeigte das Barometer den guten Willen zur Besserung und richtig, es wurde allmählich auch etwas stiller und die Wogen legten sich, sodaß es sogar sehr schön geworden war, als wir am Abend auf der stillen See dahinfuhren und den wundervollen Sonnenuntergang und das Spiel der Farben dabei betrachteten. Das Wetter hielt aus; der Morgen des 24. März stieg prächtig am Horizonte empor, und die Sonne glitzerte bald auf den fast spiegelglatten Wassern. P. Modestus wagte sich erst später aus seinem Kabinenversteck heraus und getraute sich auch nicht, die hl. Messe zu lesen. Auf Deck gab es große Arbeit, alles schmutzbedeckte Weiß, besonders der Lufttrichter wurde blank gepußt, denn tiptop rein wollte man ja in Kapstadt einfahren! Mittags war es wieder heiß geworden; wir glitten viel rascher durch die Wogen als wir's gestern konnten. Später in Kapstadt hörten wir von einem Zyklon, der in Südost herrschte und großen Schaden anrichtete. Wir hörten auch von bis Port Elisabeth treibenden Eisbergstücken. Seit drei Uhr nachmittags, nachdem wir so ziemlich die Dasseninsel hinter uns hatten, sahen wir die Umrisse des Tafelgebirges, dem wir uns, immer mehr der Küste entlang fahrend, näherten. Nach 5 Uhr begegneten wir dem englischen Postdampfer, der alle Freitag um 4 Uhr Kapstadt verläßt, um über Madeira in Southampton (England) zu landen. So wußten wir, daß wir dem nächsten Ziele näher waren. Die fahlen Steinberge werden immer deutlicher und die „Teufelsspitze“ links vom „Tafelberg“ und der Löwe mit dem „Löwenkopfe“ vor dem Tafelberge traten mehr hervor. Die Sonne stand am Spätnachmittage so günstig, daß sie reizend die herrliche Szenerie beschien, die, je näher wir kamen, immer schöner wurde. Seapoint, einer der Vororte Kapstadts ist es, der so ausnehmend schön sich dem ganzen Rumpfe des „Löwen“ entlang am Meere hinzieht. Kein Wunder, daß besonders im letzten Jahre gerade dort eine Unmenge von Neubauten entstand, die so nett mitten im Grün der schattigen Bäume und Anpflanzungen dastehen. Bald erreichten wir die Insel Robben, die Ausläuferinsel, die mitten im herrlichen Hafen liegt, vielmehr ihm vorgelagert ist. Als ich hörte, daß dort keine katholische Mission sei, sondern nur protestantische Schwestern, tat's mir eigentlich weh, und hätte ich nicht ein anderes Ziel im Auge und könnte was tun, ich weiß nicht, wie ich mich in dem

Moment entschieden hätte! Wo sind die Ausjägigenapostel, erfüllt vom Geiste eines P. Damian? . . . Als wir da vorüberfahren, rief die Glocke zum Essen, früher als sonst, denn man weiß ja, daß alles schauen will und weniger fast essen. Als wir zurückkamen auf Deck, fuhren bereits einige Rähne uns entgegen, die Zeitungen anboten. Bevor wir einfuhren, weil es doch schon spät war (nach 6 Uhr), brauchte es offizieller Formalitäten, die noch auf See von den englischen Hafensoffizieren erledigt wurden. Dann erst führte der Lotse uns in die Hafendocks. Langsam nur ging es hinein, und wir hatten dabei Gelegenheit, jetzt erst Kapstadt so recht zu sehen, das ja vom Hafen aus betrachtet, die Tafelberglehne im Hintergrunde, den Löwenrumpf zur Rechten hat und zur Linken den anderen Vorort Greenpoint im Fuße der Teufelspitze. Kapstadt, das Kapgebirge rings um die herrliche Hafentrundung und später das bunte Menschengewirre zu beschreiben, hieße wohl Wasser in die See tragen, da es so oft behandelt wird, in verschiedener Weise, in verschiedenen Büchern und Schriften, besser als ich es vermag. Was mir hier am meisten gefällt, ist der angenehme Unterschied zwischen den ganz fahlen Bergen und den so schönen baumgrünen Niederungen in den einzelnen Orten, die einen förmlichen Kranz um den Hafen bilden. Kaum, daß wir in der Nachbarschaft eines Japaners (Dampfer aus Japan) am Lande festgebunden lagen, kamen noch andere Offiziere, um die Papiere zu überprüfen, und das dauerte von 7 bis nach 8 Uhr, bevor man an und vom Bord durfte. Mittlerweile begann man schon einige Waggon's Kohlen einzuladen. Korbweise trugen sie die Schwarzen herein in wahrer Fieberhaft, als hätten sie einen Preis zu gewinnen. Dabei gab es ein Geschnatter und Geschrei bei ihnen zum Davonlaufen. Wer konnte, ging auch noch in die Stadt. Doch bereits um 9 Uhr waren sie fertig mit etwa 6—8 Waggon's. Ich konnte nicht hinaus, da ich mich einer Frau aus Italien annehmen wollte, einer braven Frau, die seit mehr als drei Monaten auf ihrer Reise zu ihrem Mann nach Belgisch Kongo viel durchgemacht hatte, da sie durch fremde Schuld irreführt wurde, ohne Geld, ohne Sprachkenntnis und krank, nun endlich auf Umwegen auf unjer Schiff nach Kapstadt gekommen war, um sich wieder ganz verlassen zu fühlen mitten im fremden Lande. Ich hatte Not, die sonst glaubensstarke, hoffnungsfrohe Frau, die sich nur noch betend bisher festgehalten hatte, zu trösten und mit ihr weitere Schritte zu besprechen. Später endlich machte ich einen kleinen Ausgang gegen die Stadt und sah mich nach den schönen Lichtern um, welche ringsum den Hafen erhellten. Natürlich war es schöner als in Las Palmas. Es war windstill und recht sommerlich warm. Am nächsten Morgen, Mariä Verkündigung, gingen wir alsbald in die Stadt. Wir wollten in dem Institute der Salesianer, bei denen wir uns bereits angemeldet hatten, die hl. Messe lesen. Nach längerem Suchen fanden wir die Anstalt wieder. Auf dem Wege dahin trafen wir eine große Zahl von schwarzen Arbeitern aller Farbnuancen, Typen aller möglichen Trachten. Nur ganz wenige davon grüßten uns. Die Armen haben ja keine Seelsorge, da es fast in der ganzen Kapkolonie keine eigentlichen Schwarzenseelsorger gibt! Und neun Zehntel sind protestantisch, ein Zehntel nur katholisch unter den Weißen! Ist das nicht traurig? Muß das nicht wieder das Missionsinteresse wecken? Bestätigt das nicht wieder, was ich zweimal schon erwähnte? Wieviel Arbeit also noch und wie wenig Arbeiter! . . . In einer Kapstädter Zeitschrift lasen wir eben, daß es auch in Nordamerika 6 Millionen Schwarze gibt, die nicht einmal getauft sind! Ja, hat man noch immer Vorurteile gegen die Farbe? — Ich wählte teilweise wieder in Holland zu sein, als ich stellenweise die englischen und holländischen Warnungstafeln u. dgl. sah.

Nach der hl. Messe auf afrikaniſchem Feſtlande ſahen wir uns das Inſtitut der Salesianer etwas näher an und wanderten dann durch die Stadt der von außen unanſehnlichen, von innen aber ganz netten Kathedrale zu, um das Brevier dort zu beten. Sie liegt ziemlich weit draußen. Es war recht traut darin. Etwas hat mich wirklich ſehr erbaut: es war der ſchwarze Kriſter, der herauskam und ſich zu ſchaffen machte am Altare. Die ſchönen Kniebeugungen, die er dabei machte! Man merkte es ihm ordentlich an, wie er den Heiland nicht nur anblickte mit dem auf den Tabernakel ſehenden Auge, ſondern ihn auch anbetete mit dem Herzen, während er einen Moment ſein Knie auf dem Boden ruhen ließ. Ich geſtehe, das hat mich zum Beten andächtiger geſtimmt als der ſchlichte Schmuck am Hochaltare und am Seitenaltare beſonders der Muttergottes. Hätten doch die Kriſter unſerer europäiſchen Kathedralen die Gewohnheit, ſolch ein gutes

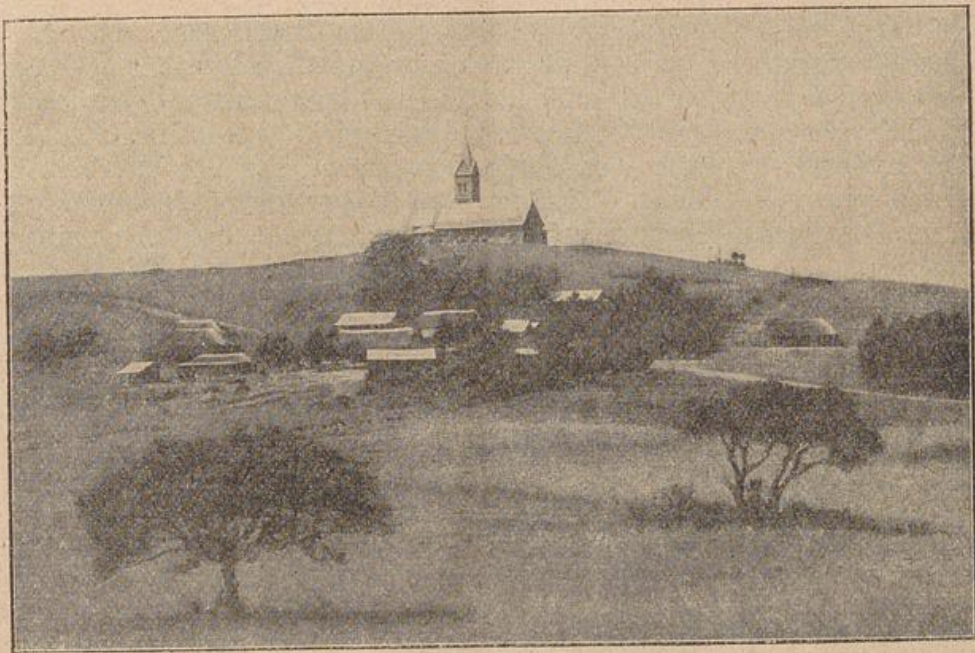


Schule im Freien.

Beispiel den Gläubigen und — Ungläubigen zu bieten! Leider habe ich ſelbſt ſchon vielfach das Gegenteil geſehen. Nicht minder erbauten mich die kommenden und gehenden Kirchenbeſucher durch ihr Benehmen. Kirchlich wurde der Feiertag hier nicht gefeiert. Wir gingen dann durch mehr minder belebte Straßen und gelangten in einen Eichenpromenadenpark, bei den Maristen vorbei, in dem es wunderbar angenehm war, wie auch in dem „Public Garden“, Volksgarten oder Palmengarten, wie man ihn zu nennen pflegt, der nahe daran gegenüber dem Muſeum liegt. Was ich vor Monaten durch Bewerfkſtellung einer Miſſionsfreundin und Wohltäterin im Palmengarten zu Frankfurt a. Main unter Glas künstlich gehegt und gepflegt geſehen hatte, das ſah ich zum Teil in prachtvollen Exemplaren in freier Natur in den ſchönen Anlagen eines großen, peinlich beſorgten Erholungsparkes. Wie gerne hätte ich meine europäiſchen Freunde hier gewußt! Doch Meere und Länder trennen uns bereits und alle Wünſche ſind eitel, nur hoffentlich der eine nicht, daß bald uns viele, viele zur Arbeit in den Miſſionen folgen. Im ſüdafrikaniſchen Muſeum natur-

historischer Art, dem unsere Mission seinerzeit ebenfalls einen Beitrag geliefert hat, von Rhodesia aus, sind wir auch gewesen und haben uns etwas vertraut machen können mit Land und Leuten, Pflanzen und Steinen, Tieren und allem anderen, was es in Südafrika gibt, nicht zuletzt auch im Geschäftsbetrieb. Man soll dies Museum (Eintritt frei) gesehen haben, wenn man im Süden Afrikas zu tun hat. Leider zeigte die Uhr bereits eine bedenkliche Zeit und wir mußten eilen, um noch den Hafen zu erreichen, von wo aus bereits um 2 Uhr unsere „Ussukuma“ wieder abgehen sollte, statt zwei Tage hier zu bleiben. So will und wird man auch die Verspätung wieder einholen. Der Morgen war früh klar und schön und der Tafelberg erglänzte oben rosenfarbig im Sonnenlichte; später hüllte er sich ganz oben in Wolken, die sich in den Felsen zerrissen und die Felsenrücken füllten den ganzen Tag über! Aus zwei Uhr wurde es vier Uhr, bevor die grauen Schiffstaupe vom Lande sich lösten, der Schlepper den Dampfer drehte und letzterer den Hafen verließ, um in das ruhige Meer hinauszufahren, wo das Treiben und Jagen der Menschen sich verliert. Nicht so schön wie gestern die Einfahrt war heute die Ausfahrt, weil die Sonne hinter leichten Wolken sich verbarg, aber schön war sie doch. So fuhren wir denn um das gefürchtete „Kap der guten Hoffnung“, das nur selten friedlich gelaunt ist. Bald verriet auch das bedenkliche Schaukeln des Schiffes die Nähe desselben. Im Abenddunkel sahen wir das Aufleuchten der beiden Leuchttürme, nachdem das ganze Tafel- und Kapgebirge an uns vorbeigezogen war. Während der Nacht hat es infolge der hier immer herrschenden Dünung stärkere Schwankungen gegeben. Am Morgen hatten wir das „Nadelkap“ bereits passiert und als ich nach meiner hl. Messe aufs Deck kam, sah ich ein Meer und einen Morgen, wie man sich's herrlicher nicht wünschen kann, fast windstill war es. Wir fuhren bereits gegen Osten, ganz weit draußen, ohne das Land zu sehen. Am Nachmittag besonders glitt das Schiff so ruhig durch das Wasser, daß es uns bei dem schönen, warmen Wetter ganz unwillkürlich zur Bewunderung hinriß und zum Gedankenausdruck zwang: „O wie herrlich schön ist so eine ruhige, friedliche Meeresfahrt!“ Wir konnten kaum glauben, am Kap zu sein, wo es kürzlich solche Unwetter gab. Montag, den 27. März früh hatten wir bereits die Algoa-Bay (Port Elisabeth) erreicht, an der Südostküste. Da die Einfahrt in den Hafen vor 6 Uhr schwer tunlich ist, fuhren wir die letzte Strecke ganz langsam, bis wir mitten im Hafen Port Elisabeth den Anker fallen ließen, denn bis ans Land kann kein Dampfer wegen ungenügender Wassertiefe. Es war eben ganz kurz vor Sonnenaufgang, aber der Himmel stand voller Wolken, als wollte er ein Donnerwetter senden. Dazu kam ein dichter Morgendunst, der uns lange den Ausblick auf die Stadt verwehrt. Wir hatten früher als sonst die hl. Messe gelesen und hatten doch noch einige Zeit den Ueberblick über die ganze Stadt, einen Ueberblick, der erst gegen Mittag und besonders nachmittag ganz scharf und klar geworden war, als die Sonne am fast wolkenlosen Himmel ganz unheimlich auf uns niederbrannte. Den Vormittag über war es drückend schwül gewesen, zum Unwetter kam es jedoch nicht. Es hatte lange gebraucht, bevor sich die Herrschaften am Land darauf besonnen, an Bord zu kommen und uns abzufertigen, es schien, als feierten sie blauen Montag! Wir hatten einige Ladung abzugeben, Passagiere fast keine, nur einige Wenige, die von Kapstadt her erst mitfuhren. So lungerten wir alle herum, wenn ich so sagen darf, matt und müde, schattige Plätzchen suchend, je mehr die weichenden Wolken die Sonne bloßlegten. Wir hatten Muße genug, die Stadt uns anzusehen, die auf den beiden niedrigen Hügelabhängen rechts und links vom Fluße recht nett und schön sich ausbreitet und so den Hin-

tergrund des Hafens gefällig ausfüllt. Besonders fielen mir die vielen Kirchtürme hier auf. Doch fürchtete ich wieder und wohl mit Recht, daß in den wenigsten Kirchen das Wort der katholischen Wahrheit verkündet wird. Auch hier gibts in und außer der Stadt schönes Grün, das dem Auge wohl tut und den Leuten nötige Erquickung bietet. Mit den an Bord gekommenen arbeitenden Negern verstand sich R. P. General durch das Zulu ganz gut. Um 4 Uhr nachmittag hob sich der Anker und wir fuhren hinaus in das stille Wasser des Indischen Ozeans. Der fernem sandigen Küste entlang geht es auf East London zu, die letzte Hafenstadt vor — Durban! Erinnern möchte ich hier noch daran, daß es die Algoa-Bay gewesen war, wo unser Abt Franz Pfanner im Jahre 1880 gelandet war, um in Dunbrody, das etwas landeinwärts liegt, seine Mission an-



Missionsstation Maristella.

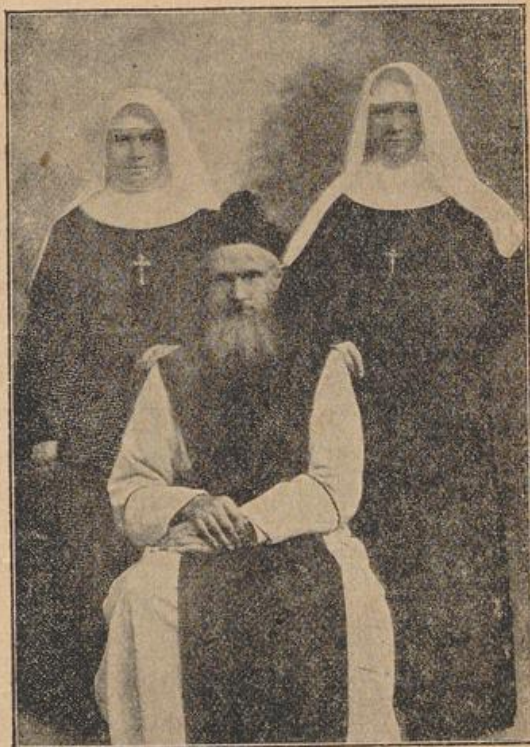
(Vom Bergesgipfel aus herrlicher Blick auf den Indischen Ozean.)

zufangen, aber auch zwei Jahre hernach wieder aufzugeben, worauf bei Durban seine Mariannahiller Gründung — vor 40 Jahren — erfolgte. Alles das sind bekannte Dinge für unsere Bergigmeinnichtleser. Unwillkürlich fiel mir auch beim Anblick des schönen Südafrika das Schreckgespenst von den „Wilden“ ein und von den „Wüsten“, wodurch man mich verschiedentlich von meinem Vorhaben abzubringen suchte, als mein Plan an die Öffentlichkeit kam. Im Gegenteil! Nicht „Wilde“ und nicht „Wüsten“ gibt es hier, sondern moderne, europäische Städte, die nur zu sehr an unsere Verhältnisse dort in der Heimat erinnern. Und wenn es wirklich wo Wilde und Wüsten gibt, da fängt halt erst recht das Arbeitsfeld des für Gott pionierenden Missionars an! Und sind wir vielleicht nicht dazu auf der Welt? — Ich sitze am Deck von East London! Die Strecke zwischen Port Elisabeth und East London ist hinter uns. Es war stockfinster, nur der Leuchtturm blinzelte aufflackernd und wieder erlöschend vom werten Uferstrand herüber, als man das unheimlich, völlig spurlose Verschwinden eines Ozeandampfers erwähnte, der Durban vor mehr als einem Jahrzehnt mit 500 Passa-

gieren verließ und bis heute in Port Elisabeth noch nicht angekommen ist! Nichts, aber auch gar nichts erfuhr oder fand man bis heute. Seit der Zeit ist die Funkentelegraphie für jedes Schiff verpflichtend. Der kühle Meeresgrund birgt eben noch manche unentdeckte Geheimnisse. Ich dachte dabei: „Wenn der tiefe Schlund jetzt plötzlich sich öffnete trotz stiller, anmutiger Abendsfahrt, was dann?“ — Als wir heute (28. März) nach den hl. Messen hinauskamen, lagen wir bereits vor East Londdon. Wie es in Port Elisabeth keinen so recht natürlichen Hafen gibt, wie z. B. in Lobitobay oder Lüderiksbucht, gibt es hier noch viel weniger einen solchen. Eine nur mehr wenig tiefe Einbuchtung findet sich hier, in der es meist eine so starke Brandung gibt, wie wir selbst uns davon überzeugen konnten, daß die Ein- und Ausschiffung per Fallreep (Stiege zum Rahn) unmöglich ist und per Ein- und Auskorbung, wenn ich so sagen darf, erfolgen muß, wie es auch heute zur allgemeinen Erheiterung geschah. Der Ort, ähnlich angelegt an zwei Flußseiten wie Port Elisabeth, machte einen noch weit günstigeren Eindruck auf mich als dieses. East London ist wirklich nett und niedlich erbaut an der Küste und ins Land hinein, mit grünen Wäldern und Bäumen durchsetzt, die mich schon davon überzeugten, daß wir uns dem Garten Südafrikas nähern — Natal! Wirklich sieht es hier partienweise auch aus wie ein Garten von vielen Sommerhäuschen durchsetzt, wenn auch der Stadtcharakter vorhanden ist. Der klare Himmel, die aufsteigende Sonne begünstigen die Panoramaansicht des Uferlandes, wo zuweilen die brandende Gischt hoch empor spritzte. Auch hier dauerte es von 6—8 Uhr des Morgens, bevor die Landungsbehörden sich unser erbarmten. In Port Elisabeth gab es große und kleine Schiffe und Schifflein eine Menge, hier war kein einziges zu sehen. Nach uns kam noch ein „Holländer“ (Dampfer), dem wir schon in Algoabay begegneten. Eben sind wir wieder abreisebereit, da wir ausgeladen haben, was für hier mitgebracht wurde. Und so verlassen wir dies schöne Fleckchen Erde, um morgen die Endstation unserer Reise — Durban, zu erreichen. Das Schiff geht noch um einen Hafen im Portugiesischen weiter und bringt die eintägige Verspätung — denn heute bereits sollen wir ja in Durban sein — durch Abkürzung des Aufenthaltes daselbst vollständig wieder ein. Es ist gegen 11 Uhr und wir harren des Bootes, das schon um 1/2 11 Uhr die Hafensoffiziere vom Bord abholen sollte, um wieder freie Fahrt zu haben . . . — Endlich kam es gegen 1/4 nach 11 Uhr. Wir waren natürlich auch am Deckgeländer und schauten das kommende Fahrzeug an. Auf einmal sehe ich einen geistlichen Herrn darin und verständigte R. P. General, der momentan abwesend war, und P. Modestus und schon ruft es von unten herauf — ob wir Mariannahiller seien. Auf die Antwort: „Yes, ja“, fragt er nach R. P. General. Als letzterer da war, erkannten sich beide, denn es war unser P. Albert, der Rektor unserer Station Keilands in der Nähe East Londons, der unten im Schifflein uns besuchen kam. Es wurde noch erlaubt, „im Korbe“ an Bord zu gehen und so lernten wir uns wechselseitig kennen. Schon in Kapstadt kam ein Brief aus Mariannahill an R. P. General, es war der erste Gruß, und hier kam ein Stück Mariannahill selbst! In seiner Begleitung war Hochw. P. Schmitt, ein Deutscher, der als angrenzender Nachbar von Keilands in der Seelsorge bei East London als Weltpriester schon seit 1894 wirkt und ein halbschwarzer, junger Bursch von 16 Jahren, der R. P. General als Priesteramtskandidat vorgestellt wurde. Er wußte nicht, was er mehr betrachten sollte: uns, das Meer oder das Riesenschiff. Das Boot, auf dem er gekommen war, hatte er bisher für das größte Schiff gehalten und lachte, als er es nun vom Promenadendeck aus wie einen Zwerg zu seinen Füßen liegen sah.

H. P. Schmitt erzählte mir von einigen Reichenbergern, die in seiner Seelsorge sind und interessierte sich um die Verhältnisse in meiner nordböhmischen Heimat. Auch erzählte er eingehender das traurige Schicksal eines jungen Priesters, der nach seiner Weihe in Rom hier die erste Anstellung gefunden hatte und nach wenigen Tagen bei einem Ritt verunglückte. Wir lasen vorher davon in einer Zeitschrift. Kurz, es gab ein gemütliches Plauderweilchen. P. Albert sah dabei zum ersten Male unsere neue Ordenstracht, die sich hier in Afrika erst einbürgern muß. Bald wurde es zwölf Uhr, wir drei mußten zu Tisch und die drei in den Korb und zurück ans Land. Nach 12 Uhr zitterte schon wieder unsere Ussufuma, es waren ihre Schritte auf dem Wege ins Meer — nach Durban. Bald werden wir an den Grenzen unseres neuen Vikariatsbezirkes vorbeifahren . . . Heiß ist es in der brennenden Sonne redlich. Und doch trägt ein Portugiese in den Vierziger oder Fünfzigern, den die Natur mit einem ungewöhnlichen Körperumfang ausgestattet hat, ständig einen Shawl (ebenso seine Frau) und darüber einen ebensolchen Mantel. Ich entfinne mich nicht, ihn oft ohne diese „Tropenkleidung“ an Bord gesehen zu haben. Nicht wahr, ihr lacht darüber, lieber Leser; nun ja, wir alle finden's auch ganz unbegreiflich. Es gibt eben kuriose Menschen auf der Erde! —

Als wir East London verlassen hatten, zeigte sich alsbald das wunderschöne, grüne, hügelige Gestade, das wir ganze nahe passieren mußten wegen der stark wider uns einsetzenden Meeresströmung, die auch die Schuld trug, daß wir erst drei Stunden später in Durban eintrafen. Je näher wir Durban kamen, desto interessanter wurde die teilweise waldbedeckte, teilweise kolonisierte, teilweise wilde, mit Eingeborenenhütten besäte Küste. Es war wirklich eine Wohltat, die grüne Farbe auf das Auge einwirken zu lassen. Wir wurden nicht satt, hinüberzusehen, nicht satt, zu loben die Schönheit des Landes. Wie trostlos sieht es dagegen in Westafrika an der Küste aus! — Früh am 29 März hatten wir alles gepackt und harrten reisebereit des Zieles. Nach 1 Uhr sahen wir aus der Ferne den Leuchtturm Durban's. Nach 2 Uhr hatten wir bereits denselben hart vor uns und bald darauf kam uns schon ein Schlepper entgegen gefahren, wir bogen um die „Ecke“, um in den herrlichen Hafen Durban's einfahren zu können. Dabei sahen wir auch schon die prachtvolle Villenstadt vor uns sich ausbreiten. Leider wurde es gerade um die Zeit etwas trüb und der scharf ausgeprägte Anblick dieser einzigen Naturschönheit bot sich uns nicht ganz klar. Doch aber hatten wir genügend erkannt, wie schön sich die Villen mitten in den Gärten ausnehmen, die an der ganzen Lehne des hinter Durban sich erhebenden Hügel's angelegt sind.



Drei aus einem Vaterhause.
Mutter Hilaria Schw. Anacleta
P. Manjuetus

Durban selbst liegt ganz in der Ebene am Meer und Hafen und macht einen weit vornehmeren Eindruck als Kapstadt; es ist auch bedeutend größer als Kapstadt. Jetzt erfaßte ich die Richtigkeit des Ausspruches eines Pfarrers, den ich in England kennen lernte, er habe nie so etwas Schönes gesehen als Durban, — und er wohnt ja selbst an einem reizenden Seegestade, das aber, wie er jagte, nichts gegen Durban sei! Langsam legten wir an und nachdem wir am Pier festlagen, empfing uns unser Generalprokurator, P. Sales, mit dem Bruder Makarius, die uns entgegengekommen waren. Nach einigen Paßschwierigkeiten durften wir drei endlich hinaus, besorgten unsere Zollrevision und fuhren sogleich durch die buntfarbigen, lang und kerzengerade sich hinziehenden Straßen mit der Elektrischen zum S. S. Bischof im Indischen Viertel. Leider war er nicht daheim. So machten wir einen Besuch in seiner schönen Kathedrale und gingen langsam zurück zum Bahnhof. Ist das ein Leben in Durban! Was sieht man da alles auf den Straßen! Europäer, Neger, Inder, Perjer, kurz, allerhand Menschenrassen, die sich da zusammengefunden haben, tummeln sich da herum. Es ist sehr interessant, so ein Leben zu sehen. Auf dem Bahnhof erreichen wir noch im letzten Moment den nach Pinetown fahrenden Zug, in dem ich beim überstürzten Einsteigen und beim ersten Ruck des anfahrenen Zuges einem „Englißman“ auf die Beine fiel. Der machte natürlich ein verdutztes Gesicht. Ich hatte aber keine Zeit, darauf zu achten, denn ich mußte mir die Gegend ansehen, durch die wir fast eine halbe Stunde lang fuhren. Es ging ständig durch solche Villenanlagen, wie wir sie vom Meere aus gesehen hatten und die sich weit ins Land hineinziehen auf den wunderbar grünen Hügeln und Bergen, zuweilen abgelöst durch Eingeborenenhütten. O, welche prächtige Gegend ist doch das! Mich wundert es gar nicht, daß alles über und über mit so netten Ansiedlungen übersäet ist. Immer mehr erkannte ich, daß Natal wirklich ein „paradiesisches Bergland“ ist, wie man diesen Garten Afrikas zu nennen pflegt. Gegen Abend begünstigte das ausgeheiterte Wetter die reizenden Ausblicke, an denen wir uns nicht sattsehen konnten. In Pinetown erwartete uns unser Wagen, der uns ungefähr in einer halben Stunde nach Mariannahill brachte. Man hatte uns dort bereits früher erwartet und die Kinder besonders, die sich mit aufgestellt hatten, mußten um 7 Uhr in den Unterricht und so waren es nur die Ordensgemeinde und erwachsene Schwarze, die uns an der mit Guirlanden und Fahnen geschmückten Klosterpforte erwarteten. Ein vierstimmiger Chor unserer Brüder und eine Ansprache des Hausoberen begrüßte uns, und nachdem wir uns noch im Dunkel des Abends vorgestellt hatten, zogen wir in unser neues Heim ein, das nun die müden Reisenden aufnahm . . . Jetzt konnten wir erst mit Recht sagen: „Wir sind daheim — in Afrika!“ Darum will ich auch meinen Bericht über unsere Reise „nach“ Afrika hier schließen, um vielleicht später etwas zu schreiben über das, was ich „in“ Afrika gesehen, bezw. erlebt habe. Jedenfalls machte alles auf mich einen gewaltigen Eindruck, sodaß ich fast schlaflos die erste Nacht verbrachte . . . Und draußen in der sternfunkelnden Nacht zirpten nimmermüde die Grillen ihr Lied dem Herrn . . .

Jeder unserer Missionspriester, der durch Unterstützung aus dem Studienfond (Großes Liebeswerk vom hl. Paulus) sein hohes Ziel erreichen konnte, übernimmt die Verpflichtung, alle Jahre eine hl. Messe für seine Wohltäter zu lesen. Spenden für „Das Große Liebeswerk“ zur Heranbildung von Missionspriestern in unserer Mission nehmen die einzelnen Missionsvertretungen entgegen.

Helft Seelen retten durch Heranbildung von Missionaren!